

LUCAS BURKART

»ein vortrefflicher Fischzug«
als Beinahe-Geschichte

*Ernst Kantorowicz und die deutschsprachige
Geschichtswissenschaft in der Zwischen- und Nachkriegszeit*

Die vermeintliche Sinnfälligkeit eines Lebens ist das Risiko jeder biographischen Annäherung an die Geschichte. Das trifft auch für Ernst Kantorowicz (1895-1963) zu. In eine jüdische Familie Alt-europas geboren, erlebte er den Ersten Weltkrieg, die Zwischenkriegszeit, in der er intellektuell im Kreis um den Dichter Stefan George sozialisiert wurde, die Machtergreifung der Nationalsozialisten. Deren rassistische Diskriminierung erfuhr er auch in der Entfernung von seiner Frankfurter Professur und entging nach der »Reichskristallnacht« um Haaresbreite der Verhaftung, Deportation und wahrscheinlichen Ermordung durch die NS-Schergen. Er begab sich über England in ein lebenslanges Exil in die USA, wo er als Heimatloser eine neue Heimat fand, zunächst in Berkeley lehrte und von 1950 bis zu seinem Tod 1963 in Princeton forschte.

Zur Illusion der Chronologie tritt die Täuschung der Kausalität. Pierre Bourdieu hat gezeigt, dass sich diese aus biographischer Perspektive stets stringenter darstellt, als sie *in actu* von allen Beteiligten tatsächlich wahrgenommen werden kann. Das Narrativ der Biographie entwirft eine Existenz in irreführender Sinnhaftigkeit und lässt damit die Kontingenz als die Vereinbarkeit von Kausalität und notwendiger Offenheit von Geschichte zwangsläufig in den Hintergrund treten.¹

Aus einem Leben sinnhaft Geschichte zu entwickeln riskiert mit anderen Worten, wenig Neues zu entdecken und die bekannte Geschichte auf ein einzelnes Leben zu projizieren. In seinen »Geschichten eines Historikers« hat Alain Boureau dies bekanntlich vermieden und sich dem Leben Ernst Kantorowicz' in anderer Weise angenähert.² Er untersuchte Ränder und Kontexte, in denen die Wirklichkeit von Ernst Kantorowicz sichtbar werden soll. Er ergänzte seine historischen Quellen zudem um belletristische Materialien, aus

denen er »Varianten auf das Leben des Protagonisten« entwickelte, um Überlieferungslücken zu schließen.³

Diesen Versuch möchte der folgende Beitrag fortführen und zugleich in doppelter Hinsicht weiterentwickeln. Es sollen erstens biographische Kontexte und historische Konstellationen nicht mehr in einer Lebensbeschreibung Ernst Kantorowicz' konvergieren, sondern vielmehr die »Geschichten eines Historikers« auf ihre wissenschaftshistorische Bedeutung hin befragt werden. Boureaus Perspektive soll mit anderen Worten in Kantorowicz' Leben gespiegelt und zurück auf die Geschichte der Geschichtswissenschaft gerichtet werden. Zweitens: Analog zur Biographie neigt auch die Wissenschaftsgeschichte dazu, aus der Illusion der Chronologie die Folgerichtigkeit ihrer Entwicklungen sinnhaft zu deuten. Als nützliches Korrektiv hierzu bietet sich die historische Spekulation an, wie sie die kontrafaktische Geschichtsschreibung entwickelt hat.⁴ Im Blick von den Rändern auf Ernst Kantorowicz' Leben und von dort zurück auf Geschichte der Geschichtswissenschaft soll als Alternative zu einem Narrativ »falscher Gewissheiten« das »Beinahe-Geschehene« beleuchtet werden.⁵ Es zeigt sich darin nämlich weniger ausgebliebene Geschichte als vielmehr Weichenstellungen für eine bestimmte Art von Geschichte sowie deren Beziehung zu historiographischen Gegenentwürfen. Für die Frage »welche Geschichte?« also ist Kantorowicz in seiner transatlantischen Dimension sowie in der verspäteten Rezeption seines Spätwerkes für die Entwicklung der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft nach 1945 besonders interessant.

Kantorowicz' Wirkungsgeschichte erhellt sich aber nicht nur aus der Abfolge seiner Lebensstationen sowie der Einordnung seiner Werke, sondern auch aus deren Einbettung in die kulturellen Kontexte ihrer Rezeption, der persönlichen Beziehungen und wissenschaftlichen Netzwerke sowie der losen Enden institutioneller Diskurse und Entscheide, die gemeinsam einen wissenschaftshistorischen Rahmen bilden. In dieser Perspektive lassen sich zwei Episoden einer »Beinahe-Geschichte« rekonstruieren, die Ernst Kantorowicz mit der Schweiz verbinden. Die eine führt in die frühen 1930er Jahre und damit zum Beginn der beruflichen Karriere des jungen Historikers, die andere weist in die Zeit unmittelbar nach seinem Tod im Herbst 1963. Genau genommen verlief diese »semi-faktische« Geschichte weitgehend ohne Kantorowicz' Zutun oder gar ohne sein Wissen. Durch ihre Rekonstruktion rückt er jedoch unweigerlich ins Zentrum, obwohl er nicht ihr eigentlicher Protagonist ist. Diese Ereignisse dürften

auf sein Leben keinen direkten oder spürbaren Einfluss gehabt haben; dennoch unterstreichen sie die Bedeutung von Leben und Werk Ernst Kantorowicz' für die Entwicklung der Geschichtswissenschaften der Zwischen- und Nachkriegszeit.

1. Verfahrenslogik im Zeichen der Nachbarschaft

Die erste Berührung Kantorowicz' zur Schweiz reicht in die 1930er Jahre zurück und steht im Zusammenhang mit Berufungsgeschäften an der Universität Basel.⁶ Damit schreibt sie sich in eine Beziehungsgeschichte zwischen den Nachbarländern Deutschland und Schweiz in der Zwischenkriegszeit ein; es kündigt sich darin die »deutsche Katastrophe« ebenso an wie sich darin das glückliche Schicksal einer davon weitgehend verschonten Nation spiegelt, die gemeinsam als wissenschaftsgeschichtliche Rahmung sichtbar werden.

Es war für einen deutschen Wissenschaftler damals nicht außergewöhnlich, einen Ruf an eine Universität in der deutschsprachigen Schweiz anzunehmen. Das kleine Land war angesichts des rasanten Wachstums der Studierendenzahlen seit 1900 auf auswärtige Professoren angewiesen. Zugleich blickte die Schweiz damals auf eine weit zurückreichende Asyltradition. Verschiedentlich waren Flüchtlinge großzügig, aber nicht uneingeschränkt aufgenommen worden; dabei wurde stets auch zwischen erwünschten und unerwünschten Flüchtlingen unterschieden, was seinerseits offen kundgetan wurde. Sowohl im schweizerischen Selbstverständnis wie in der Außenwahrnehmung der Schweiz bewegten sich das Land und seine Politik zwischen einer Offenheit, auf welche die Schweiz angewiesen war und die sich auf die eigene humanitäre Tradition berief, und einer Abwehrhaltung gegenüber Fremdem und Fremden, die sich damit rechtfertigte, ein authentisches Eigenes bewahren zu wollen und zu müssen.⁷ Dennoch: hochqualifizierten Köpfen bot das Land in der Regel Aufnahme. Auch das hatte Tradition.

Zu Beginn der 1930er Jahre war an der Universität Basel der Lehrstuhl für Geschichte, den einst Jacob Burckhardt innegehabt hatte, gleich zwei Mal neu zu besetzen. In beiden Verfahren tauchte auch der Name Ernst Kantorowicz' auf. 1930 war Adolf Baumgartner gestorben, der die Stelle seit 40 Jahren innegehabt und mit Vorlesungen und Kollegien von der alten Geschichte bis ins napoleonische Zeitalter vertreten hatte. Die zuständige Kommission kam zu dem

Schluss, »daß die Basler Universität das Erbe universalhistorischer Geschichtsauffassung, welches seit Jacob Burckhardt mit dem jetzt verwaisten Lehrstuhl verknüpft ist, nicht preisgeben sollte«. Jenseits der Lokaltradition sah man sich auch von aktuellen Entwicklungen in diesem Entscheid bestärkt; wenn »in den letzten zehn bis zwanzig Jahren an vielen Universitäten die Aufteilung universalhistorischer Lehrstühle vorgenommen wurde, so ist heute eher eine Gegenbewegung festzustellen«, wurde im Kommissionsprotokoll festgehalten. Es gehörte hierzu auch der Entscheid, auf einen gesonderten Lehrstuhl für Schweizer Geschichte zu verzichten. Ein solcher wurde als »eine zu weitgehende Differenzierung des Stoffes und eine zu starke nationale und wissenschaftliche Isolierung der Problematik« angesehen; weder die Größe des Faches noch die Studierendenzahlen ließen das ratsam erscheinen. Die Nationalgeschichte sollte vielmehr dadurch gesichert werden, dass die Stelle erstens mit einem entsprechend ausgewiesenen Kandidaten zu besetzen sei und zweitens der »bisherige Lehrstuhl für »mittlere und neuere Geschichte« in seinem Lehrauftrag zu ergänzen sei durch den Zusatz »mit besonderer Berücksichtigung der Schweizergeschichte«.⁸

Damalige Verfahren kannten keine Stellenausschreibungen, sondern die Fakultäten handelten von sich aus. Im weiten Beziehungsnetz des Kollegiums wurden Auskünfte eingeholt, interne und externe Fachvertreter gaben Empfehlungen ab und verfassten gefragt oder ungefragt Gutachten, die als Grundlage dienten, einen Ruf an einen Kandidaten ergehen zu lassen. Dies brachte es mit sich, dass neben Überlegungen zur Profilierung des Faches zeitgleich bereits Namen möglicher Stelleninhaber verhandelt wurden.

In einem Verfahren nach diesem Muster war im Jahre 1931 Ernst Kantorowicz nicht zu übersehen. Seine Studie zu Friedrich II. hatte großes Aufsehen erregt und war damals bereits wiederholt nachgedruckt worden. Zudem hatte er sich jüngst in der führenden Zeitschrift des Faches, der »Historischen Zeitschrift«, eine Methodendebatte mit einem Schwergewicht der universitären Mediävistik geliefert. Albert Brackmann, über zwanzig Jahre älter als Kantorowicz, nach Stationen in Königsberg und Marburg seit 1922 Professor für mittelalterliche Geschichte in Berlin, mehrfaches Akademiemitglied, seit 1929 Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive und Mitherausgeber der »Historischen Zeitschrift«, hatte in seiner Besprechung des »Friedrich« Kantorowicz bekanntlich vorgeworfen, er betreibe »Mythenschau« anstatt Geschichte. Kantorowicz verteidigte seine Position in einem

Vortrag am Historikertag 1930 in Halle und verfasste für die HZ eine Replik auf Brackmann, in der er methodisch zwischen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung unterschied. Einen »mächtigeren« Kontrahenten hätte sich der damals wenig über dreißig Jahre alte Kantorowicz nicht aussuchen können.⁹

Im ausführlichen Gutachten der Basler Kommission, in dem über zwanzig Kandidaten beurteilt wurden, heißt es zu seiner Person

»Ernst Kantorowicz hat sich durch seinen »Friedrich II.« mit einem Schläge in die vorderste Linie der jüngeren Historiker gestellt. Die ästhetisch-literarische Qualität des Buches ist, so sehr das Urteil über die Dinge Geschmackssache sein mag, von eindrucklichster Art. Die eindringende Kraft der Deutung der Persönlichkeit des Kaisers ist imponierend. Soweit Person und Wirken Friedrichs II. eingelagert ist in die verfassungsgeschichtliche Situation und die Entwicklung der Zeit, offenbart sich die schwächere Seite der Begebung oder vermutlich der Interessen von K.; denn seine Deutung arbeitet mit den Mitteln des um George gruppierten Forscherkreises und betrachtet jene Gesichtspunkte als unwichtig, deren Fehlen die wissenschaftliche Kritik Albert Brackmanns bemängelt hat. Kantorowicz ist zu Beginn des Wintersemesters, ohne vorherige Habilitation, zum Honorarprofessor an der Universität Frankfurt ernannt worden.«¹⁰

Kantorowicz' steile Karriere gegen die Positionen einer traditionellen Mediävistik wurde in Basel mit Anerkennung, aber auch mit einer gewissen Skepsis zur Kenntnis genommen. Die Zugehörigkeit zum George-Kreis ließ offenbar fraglich erscheinen, ob das Fach dadurch nicht zu einseitig vertreten würde. Dabei dürfte gerade der Basler Fakultät recht deutlich vor Augen gestanden haben, was darunter zu verstehen war, gehörten ihr doch mit Edgar Salin und Wolfram von den Steinen zwei Forscher an, die eben diesem Kreis nahestanden. Die Befürchtung wurde möglicherweise auch dadurch verstärkt, dass von den Steinen ja ebenfalls Mediävist war und dass neben einer zu ähnlichen Geschichtsauffassung auch bezüglich ihrer Forschungsgebiete Überschneidungen bestehen könnten.¹¹

Wie in solchen Verfahren üblich, dürfte der Betroffene von all den in Basel angestellten Überlegungen in Frankfurt kaum etwas mitbekommen haben. Seine Berufung wurde nicht weiterverfolgt, denn die Besetzung lief auf eine interne Rochade bereits an der Basler Universität wirkender Historiker hinaus. Als Nachfolger Baumgartners

wurde Hermann Bächtold berufen, der bereits seit 1915 mittlere und neuere Geschichte lehrte. Auf dessen Stelle rückte Emil Dürr nach, der seit 1925 als Ordinarius *ad personam* mittlere Geschichte mit einem Schwerpunkt Schweizer Geschichte, zur Basler Reformationsgeschichte forschte und als Herausgeber der Vorträge Jacob Burckhardts hervorgetreten war. Um die universalhistorische Breite von Baumgartners Lehre, vor allem die Geschichte der Antike, die er seiner Ausbildung nach vor allem vertrat, abzudecken, wurde schließlich Felix Staehelin mit einem Ordinariat für Alte Geschichte betraut.¹²

Dieser Vorschlag überzeugte eine Kommissionsmehrheit, sicherlich auch weil damit angesichts einer sehr angespannten allgemeinen Wirtschaftslage eine kostengünstige Lösung gefunden war, während eine externe Berufung die Einrichtung eines Vollordinariats und entsprechende Mehrkosten bedeutet hätte. Es gab innerhalb der Kommission aber auch kritische Stimmen. Für Salin war es unbefriedigend, »als es nicht gelungen war, der Universität durch eine glückliche Berufung neuen Glanz zu verleihen«. Auch der Erziehungsdirektor Fritz Hauser äußerte Bedenken; er forderte ein ergänzendes Gutachten, das fachliche Argumente vorzubringen habe, ohne Rücksicht »auf Schweizer und aktuelle Politik«. Die Einwände des Sozialdemokraten Hauser waren politischer Natur, richteten sich gegen die bürgerliche Mehrheit in Stadt und Universität sowie gegen die Person Emil Dürs, der ihm als rechtsliberaler Großrat (seit 1920) »im politischen Tageskampf zu weit gegangen« war. Doch Hauser vermochte sich nicht durchzusetzen und die »Inzuchtsbestrebungen« der Universität nicht zu unterbinden, so dass er in der abschließenden Kommissionssitzung resigniert zu Protokoll gab, er stoße sich »vom staatsmännischen Standpunkt an der zu monoton gleichartigen weltanschaulichen Einstellung der drei vorgeschlagenen Geschichtslehrer«. ¹³ Außerhalb der Universität wurde weniger zurückhaltend kommentiert. »Die Arbeiter-Zeitung« störte sich daran, dass der »Reaktionär und Faschist Dürr zum Lehrstuhlinhaber gewählt« wurde.¹⁴ Dürr hatte sich 1918 beim Aufbau der Bürgerwehr betätigt und war als Angehöriger der liberalen Fraktion im städtischen Parlament lokalpolitisch aktiv.

In der Wahl und in der Polemik um die Berufung Dürs spiegelten sich partei- und bildungspolitische Auseinandersetzungen, die für die Mehrheitsverhältnisse und politische Stimmung in der Stadt ebenso repräsentativ waren, wie sie die Profilierung des Faches bestimmten.

So war mit Dürr nämlich der »gesuchte« Kandidat gefunden, der die nationalgeschichtliche Perspektive einnahm, um die die Denomination des Lehrstuhls qua Kommissionsbeschluss erweitert worden war. Er hatte zur eidgenössischen Bündnispolitik von Morgarten bis Marignano geforscht und insbesondere die Bedeutung des »Chronicon Helveticum« des Aegidius Tschudi (1908) erstmals einer systematischen Quellenkritik unterzogen. Er fragte nach der Stellung Galeazzo Maria Sforzas in den Burgunderkriegen (1911) oder untersuchte die »Entstehungsgeschichte« der Burgunderkriege vor dem Hintergrund des europäischen Hegemonialkonfliktes (1914). Galt sein Interesse bis an den Vorabend des Ersten Weltkrieges der Geschichte der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft im europäischen Kontext, transformierte die Kriegserfahrung Dürs Forschungsperspektive im Sinne einer radikalen Nationalisierung. Ging es Dürr auch in seinen frühen Arbeiten immer um die Alte Eidgenossenschaft, waren »Nation« oder »Schweiz« nicht die leitenden analytischen Kategorien; das änderte sich nach 1918 grundlegend, was bereits die Titel seiner Publikationen anzeigen. »Machiavellis Urteil über die Schweizer« (1919), »Vom nationalen Ressentiment« (1932) oder »Die Politik der Eidgenossen im 14. und 15. Jh. Eidgenössische Grossmachtspolitik im Zeitalter der Mailänderkriege« (1933).¹⁵

Dem Zusatz »mit besonderer Berücksichtigung der Schweizer Geschichte« verlieh Dürr damit eine besondere Note. Er ist der Vater der in der Schweiz bis heute unheilvoll nachwirkenden These, »das eigentliche Wesen des Schweizers« sei bäuerlich und die Schweizer Demokratie sei nicht nur das Resultat eines Befreiungskampfes von »fremden Vögten«, sondern sei von ihren Ursprüngen in den Alpentälern bis zur demokratischen Bewegung des 19. Jahrhunderts von Bauern getragen worden. »Der Schweizer ist erde- und schollengebunden [...] und ist auch im städtischen Gewand als bäuerlich anzusprechen.« In einem Essay von 1932 argumentierte er, dass dieses »schweizerische Wesen« sich bis in die Gegenwart geistig und moralisch manifestiere.

»Der Boden, die Natur sind für den Bauer die echte Wirklichkeit. Die Natur ist das Wahre, das Richtige, das, was nicht täuscht, das Vertraute, die Macht, zu der man in ein sachliches Verhältnis kommen kann, der man sich gerne verpflichtet. [...] Die Natur gibt beim bäuerlich gearteten Schweizer den Massstab ab für Kultur und Kulturwidrigkeit. Dieser Sachverhalt gibt nun aber auch die

Abneigung, das Misstrauen und die Unsicherheit des Schweizers gegenüber allem, was er als nicht gewachsen und darum als nicht echt betrachtet: Es ist das Gemachte, Stilisierte, willkürlich Geformte, – mag es ihm nun entgegentreten in Kleidung oder im Auftreten und in der Gebärde oder – beim Deutschschweizer – im Hochdeutschen oder überhaupt und allgemein im Nichtartgemäßen.«¹⁶

Die Berufung Dürrs macht deutlich: Zu der von Jacob Burckhardt begründeten Tradition historischen Denkens, welche die Kommission zu Beginn des Verfahrens weiterzuführen gedachte, lässt sich bei Dürr nichts mehr ausmachen; seine Abwertung aller Kultur widerspricht Burckhardts Verständnis ebenso grundlegend wie die geschichtliche Bedeutung, die er der Nation beimisst. Wem bereits das »Hochdeutsche« nicht ausreichend »naturwüchsig« war und wem es zu weit weg führte von der »heimischen Scholle«, wie musste auf so jemanden erst Kantorowicz' Wissenschaftsprosa oder Georges Dichtung wirken?

Dürr konstruierte aus den Tiefen der Nationalgeschichte ein vermeintlich authentisches »Wesen der Schweizer«, über das schon damals kein *common sense* herrschte – weder an der Universität noch in der städtischen Gesellschaft. Dennoch zeigt sich ein Blick auf und in Geschichte, der in Basel und der Schweiz in den 1930er Jahren als Befindlichkeit existierte und sich für politische Aktualisierungen geradezu aufdrängte. Aus seinem Verständnis von Geschichte gewann Dürr diskursive Muster, mit denen sich das aktuelle Verhältnis zwischen Deutschland und der Schweiz – auch im Rahmen von universitären Berufungsverfahren – verhandeln ließ.

In der Berufung von Emil Dürr liegen strukturelle Momente, auch wenn ihr zugleich etwas Anekdotisches anhaftet. Denn innerhalb weniger Monate verstarben bereits im Frühjahr 1934 Hermann Bächtold und Emil Dürr, beide kaum älter als 50 Jahre, so dass beide Lehrstühle nach gut drei Jahren wieder neu zu besetzen waren. Zwischenzeitlich hatte sich die politische Lage in Deutschland mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten aber grundlegend gewandelt, was sich für die Besetzung akademischer Stellen gerade in der deutschsprachigen Schweiz in doppelter Weise bemerkbar machte. Einerseits waren mit dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums im April 1933 die jüdischen Gelehrten aus dem Dienst entfernt worden und potentiell an Stellen an Schweizer Universitäten interessiert.¹⁷ Andererseits wurde dadurch das Verhältnis zwischen den beiden Ländern

und ihren Bürgern zusätzlich belastet, was zuallererst in die Schweiz emigrierte Deutsche, ihre Familien und Freunde erfahren mussten. Der diskursive »Mehrwert«, den Emil Dürr aus seiner Nationalhistoriographie gewann, spielte dabei durchaus eine Rolle. Begriffe, Vorstellungen und Wahrnehmungen, aus denen er das »Wesen der Schweizer« konstruiert hatte, schienen auch in den Beratungen über die erneut anstehende Nachfolgeregelung durch, wo sie mit anderen Überlegungen verbunden wurden.

Obwohl man bei der Nachfolge Baumgartners noch an dem universalhistorischen Profil mit einem gesetzlichen Lehrstuhl und dessen Ergänzung durch dauerhafte Lehraufträge und Ordinariate *ad personas* festgehalten hatte, schien dieses Modell bereits drei Jahre später nicht mehr zukunftsfähig. Das Fach hatte sich auch international vom Profil einer Universalgeschichte hin zu einer Dreiteilung in alte, mittlere und neue Geschichte entwickelt. Die Überlegungen für eine Nachfolge Bächtold/Dürr konzentrierten sich somit darauf, wie im Verbund mit den in Basel bereits wirkenden Titularprofessoren und Privatdozenten mittelalterliche und neue sowie Schweizer Geschichte abzudecken wäre. An der 1931 gefundenen Regelung, die Geschichte der Antike durch Felix Staehelin vertreten zu lassen, hielt man fest. Es ging also auch um Kompatibilität und Kombinatorik zwischen neu zu berufenden und bereits an der Universität lehrenden Kräften. Entsprechend sollten, so die Formulierung im Kommissionsprotokoll, sicherlich ein Schweizer und eine »grosse Kanone«¹⁸ berufen werden.

Wie üblich wurden auswärtige Gutachten eingeholt. So bat Dekan Lüdeke am 20. Juni 1934 Karl Hampe in Heidelberg um seine Einschätzung von Hans Rothfels, Königsberg, Gerhard Ritter, Freiburg, und Wolfram von den Steinen, Basel. Nach eigenem Dafürhalten vermochte Hampe nur zur Person von den Steinen ein »begründetes Urteil« abzugeben.¹⁹ Dieses lautete: »Ich würde von den Steinen nach allem als vollgültig auch für jede reichsdeutsche Professur empfehlen, wenn bei der heute herrschenden Rassenauffassung da irgendeine Aussicht für ihn wäre.« Hampe nutzte nun aber die Gelegenheit, die sich ihm durch die Anfrage aus Basel bot, um ungefragt weitere Auskunft zu erteilen, wobei er sich über eidgenössische Befindlichkeiten gut informiert zeigte.

»[...] ich weiss natürlich, daß gegenwärtig in der Schweiz die Neigung zu Berufungen aus Reichsdeutschland, aus dem sie vermutlich so manche Grösse heranziehen könnte, nicht gerade gross ist.

Es gibt aber unter den unstät [unsicher] gewordenen früher reichsdeutschen Professoren und Dozenten einige, die vermutlich in Betracht kämen. Und wenn es mir auch leid täte, damit vielleicht von den Steinens Aussichten zu drücken, möchte ich Sie doch auf die Möglichkeit eines vortrefflichen Fischzuges hinweisen. Ernst Kantorowicz, dessen Buch über Friedrich II. ich (trotz aller Vorbehalte in ausführlicher Besprechung Hist. Ztschr. 146) für eine ungewöhnliche Leistung halte, den ich als feingebildeten Gelehrten und vornehmen Menschen hochschätze, wird von seiner gegenwärtigen Tätigkeit am New College in Oxford schwerlich nach Deutschland auf sein früheres Frankfurter Ordinariat zurückkehren. Er würde einem Baseler Rufe sicher Folge leisten und den Lehrstuhl Jacob Burckhardts nicht unwürdig einnehmen. Bei den überaus schweren Verlusten, welche die Schweiz gerade in letzter Zeit erlitten hat, weiss ich nicht, ob sie nicht gut daran täte, ihre Historikerreihe mit einer Persönlichkeit zu schmücken, die mit ihren wohl wenig über 40 Jahren sich bereits eines europäischen Rufes erfreut.«²⁰

Hampe verwendete sich persönlich für Kantorowicz. Der Verweis auf Jacob Burckhardt sowie auf Kantorowicz' Renommee hätten in der Kommission durchaus aufgegriffen werden können. Denn auch von außerhalb der Kommission gab es Unterstützung für Kantorowicz, der knapp zwei Jahre zuvor in Frankfurt als Nachfolger Fedor Schneiders vom Honorarprofessor zum Ordinarius befördert worden war. Es war in Basel vor allem Edgar Salin, der an eine Berufung Kantorowicz' dachte, wenn auch ohne Erfolg. Gegenüber dem Betroffenen agierte Salin dafür umso beredter. Aus Oxford, wo er, von seinem Frankfurter Ordinariat beurlaubt, auf Einladung des New College den Großteil des Jahres 1934 verbrachte, antwortete Kantorowicz am 19. Juni 1934 nach Basel an Salin.²¹

»In der Lehrstuhlfrage danke ich Ihnen für die Nennung des »Namens« aufs Herzlichste. [...] Für meine Person glaube ich, daß im Augenblick das Hineinwerfen einer außerdeutschen Professur nicht einmal ganz wünschenswert ist. Es besteht ja doch die Möglichkeit von wesentlichen Veränderungen an der Frankfurter Universität, und es wäre mir schon das liebste, wenn ich auf Grund von Paragraph 6 entlassen würde. Aber auch wenn dieser Fall nicht eintritt, so möchte ich doch erst einmal zusehen, ob mir nicht ein »Kommando« anderwärts resp. eine Verlängerung meines Urlaubs für ein weiteres Jahr zunächst möglich sein sollte. Ich könnte

dann auch gut einige Arbeiten zum Abschluss bringen, was zur Relief-Bildung und überhaupt wichtiger zu sein scheint als die Uebernahme einer anderen Professur.«²²

Doch weder Hampes feinsinnige Empfehlung noch Salins Namensnennung fielen in Kommission und Fakultät auf fruchtbaren Boden. Seit dem Herbst 1934 stand das Verfahren zusehends unter dem Eindruck der politischen Verhältnisse in Deutschland. Unter diesen Vorzeichen konnte die Berufung Kantorowicz' nicht gelingen, zumal sich die Stimmung in allgemeinen Verdächtigungen gegenüber allen deutschen Kandidaten bemerkbar machte. So wurde im Protokoll der ersten Kommissionssitzung am 7. Dezember 1934 folgendes Einzelvotum festgehalten:

»[...] es ist nicht zu begreifen, wie wir Schweizer in unseren nationalistisch überhitzten Zeiten noch deutsche Geschichtsdozenten ertragen können. Ein Deutscher kann heute infolge seiner ganz andersartigen Gesinnung unmöglich in der Schweiz wissenschaftlich Geschichte vortragen, wie wir [Hervorhebung im Original] Geschichtswissenschaft verstehen.«²³

Es ist bezeichnend, dass dieses Votum in der Kommission zwar eine Minderheitenmeinung darstellte und in den drei erarbeiteten Varianten zu Doppelbesetzung nicht weniger als vier deutsche Kandidaturen in unterschiedlicher Kombination erwogen wurden, solche Äußerungen aber sehr wohl Wirkung entfalteten. War man in Basel über die politischen Verhältnisse und Entwicklungen in Deutschland bereits zu Beginn des Verfahrens genau unterrichtet, kristallisierte sich im weiteren Verlauf – und besonders außerhalb der Kommission – heraus, dass die Berufung eines Deutschen nicht mehr zu verantworten war. Selbst Gerhard Ritter schien nun aus politischen Gründen nicht mehr berufbar; das hatte jedoch mit Politik nichts zu tun, sondern kam einer Pauschalverurteilung aller Deutschen gleich. Nicht nur hatte Ritter von Freiburg aus die Basler Doppelvakanz zwei Semester mit Erfolg vertreten, war hier also bestens bekannt, so dass sein wissenschaftlicher Rang im Kommissionsgutachten anerkennend als »untadelig und hervorragend« bezeichnet wurde, sondern er hatte sich im Gegensatz zu vielen anderen bereits im November 1933 politisch klar positioniert und sich nicht am Bekenntnis der deutschen Professoren zu Adolf Hitler beteiligt.²⁴ Doch all das schien keine Bedeutung zu haben.

Von anti-deutscher Stimmung in Basel berichtete auch Salin Anfangs Juli in einem Brief an Friedrich Baethgen, der eine Berufung Kantorowicz' nach Basel ebenfalls empfohlen hatte.

»Leider kann ich Ihnen auf Ihre Anfrage vom 28. Juni keine gute Antwort geben. Die Dinge werden hier immer schwieriger. Obwohl zwei Lehrstühle zu gleicher Zeit vakant sind, wird mit allen Kräften versucht, beide mit Schweizer Gelehrten zu besetzen. [...] leider ist die Stimmung gegen uns [Deutsche? Juden?] heute so, daß ich [...] sehr wenig Hoffnung für Ihren Freund habe. Eher wäre es noch möglich, daß Ihre eigene Kandidatur für die Nachfolge Bächtolds in Frage käme.«²⁵

Trotz vielseitiger Unterstützung namhafter Fachvertreter und (vielleicht von falscher Seite?) vor Ort wurde in der allgemeinen Stimmung des Jahres 1934 die Möglichkeit einer Berufung Ernst Kantorowicz' nach Basel nicht weiterverfolgt, bevor sie in weiteren Universitätskreisen auch nur ernsthaft erwogen worden wäre.²⁶ Aber auch die Möglichkeit, Friedrich Baethgen zu gewinnen, wurde nicht ergriffen, obwohl er in der ersten Variante des von der Kommission formulierten Berufungsvorschlages genannt wurde.²⁷ Tatsächlich setzte sich die politische Stimmung gegen alle in der Kommission erarbeiteten Vorschläge durch, und Salin sollte recht behalten.²⁸ Besetzt wurden die beiden Stellen mit zwei jungen Schweizern, die im Vergleich mit einigen von der Kommission vorgeschlagenen Deutschen erst über einen schmalen Leistungsausweis verfügten: Edgar Bonjour und Werner Kaegi, die das Fach an der Universität Basel für die nächsten dreißig Jahre prägen sollten; an Wolfram von den Steinen wurde ein dauerhafter Lehrauftrag vergeben, bevor er 1938 zum außerordentlichen Professor für mittelalterliche Quellenkunde und allgemeine Geschichte des Mittelalters ernannt wurde. Aus Oxford quittierte Kantorowicz die Nachricht, die ihm Salin brühwarm hinterbrachte, bezüglich der Geschichte des Mittelalters folgendermaßen: »Ich bin überzeugt, daß die Disziplin als solche in den Händen von [von den] Steinen und Kägi aufs beste aufgehoben sein wird.«²⁹

Die verpassten Gelegenheiten, Namen wie Ritter, Baethgen oder Kantorowicz für die Universität Basel zu gewinnen, werfen ein helles Licht auf das enge Verhältnis der deutschsprachigen Schweiz zu Deutschland am Vorabend des Zweiten Weltkrieges. Zunächst zeigt sich darin, dass die deutschen Universitäten nicht als politisch unverdächtige Orte wahrgenommen wurden; sie galten in der Schweiz,

für die das selbst ebenso galt, zu Recht als konservativ und national eingestellt. Als ungerecht und falsch erwies sich diese Wahrnehmung jedoch dort, wo sich daraus ein Generalverdacht gegenüber allen deutschen Gelehrten ergab, zumal sich zeigen sollte, dass er gegenüber drei von vier in den Vorschlägen genannten deutschen Gelehrten (Ritter, Baethgen, Rothfels) absolut nicht zutraf. Als tragisch sollte sich dieser Verdacht dort erweisen, wo er sich gegen diejenigen richtete, die selbst zu den ersten Opfern des NS-Regimes zählten, zu denen auch jüdische Professoren und ihre Familien gehörten.

2. Memoria ohne Lektüre

Unmittelbar nach seinem Tod am 9. September 1963 war Kantorowicz in der Schweiz erneut Gegenstand von Verhandlungen – nicht in der Universität, sondern im »Kreis ohne Meister«. Zwischen Genf und Basel regten sich die Gemüter in der Absicht, etwas »für Ernst Kantorowicz [zu] unternehmen«. ³⁰ Robert Boehringer und Edgar Salin berieten, ob es nicht möglich wäre, »ein späteres Werk von Eka in deutscher Übersetzung erscheinen zu lassen.« Boehringer schrieb: »Nun denke ich an *The King's Two Bodies*, Princeton University Press.«³¹

Die Idee lässt uns heute aufhorchen. Sie scheint uns das Potential zu bergen, die Rezeption von Kantorowicz' Spätwerk für die deutschsprachige Forschung 25 Jahre früher einsetzen zu lassen. Hätte das nicht die deutschsprachige Mediävistik, die Geschichtswissenschaft als ganze in andere Bahnen gelenkt? Was wäre, wenn..., pflegt die kontrafaktische Geschichte zu fragen, um in der Spekulation über historische Alternativen komplementäre Varianten zur Geschichte zu entdecken. Das beinahe Geschehene ist auch hier also nicht ohne Aussagekraft, zumal das Vorhaben recht weit gedieh.

Zugleich zeigt sich, dass Boehringer und Salin ihre eigenen Motive hatten und diese keineswegs auf Wissenschaftsinnovation ausgerichtet waren. Das war schon deswegen nicht möglich, weil Boehringer, wie er in einem Brief an Ursula Küpper ebenso unumwunden wie beiläufig schrieb, das Buch gar nicht ganz gelesen hatte. »Als E. K. mir das Buch sandte, las ich die Kapitel II und III Shakespeare und Dante; aber das ganze Buch hab ich nicht gelesen [...]«³² Boehringer las, was er im Sinne von Georges »geistigem Heroismus« als wichtig ansah, interessierte sich jedoch weder für die historische Problemstellung noch

für deren Deutung durch Kantorowicz. Aber auch Salin, der das Buch sorgfältiger gelesen hatte, traute sich ein eigenständiges Urteil nicht ganz zu, wie er in seinem Nachruf auf Kantorowicz freimütig gestand.

»Ich habe mir sagen lassen, daß diese Kapitel, die der Stoff-Fremde mit Staunen und Spannung liest, für den politischen wie für den Kirchen- und diesmal vor allem auch für den Rechtshistoriker eine überwältigende Fülle neuen Materials, neuer Gesichtspunkte und neuer, abschließender Ergebnisse enthalten.«³³

Der [E]R. B.[e] von Georges Nachlass und der selbsternannte Grals-hüter der Erinnerung an George, Edgar Salin, sahen in Kantorowicz primär den Verfasser des ›Friedrich‹ als einer wissenschaftlichen Leistung im Geiste des ›Meisters‹.³⁴ Möglicherweise fühlte Boehringer sich in dem Vorhaben auch dadurch bestärkt, dass Hanno Helbling in der ›Neuen Zürcher Zeitung‹ vom 8. Juli 1963 die Wiederauflage des ›Friedrich-Buches‹ ebenso klug und wohlwollend wie vollkommen frei von allen Ressentiments gegenüber dem hohen Ton oder seiner intellektuellen Sozialisation im George-Kreis besprochen hatte. An Salin sandte Boehringer diese Rezension mit der Bemerkung: »Mag sein, daß Sie dies nicht gesehen haben und es doch einen Blick lohnt: wie einer heute das Buch des EKa sieht.«³⁵

Auch nahm Boehringer selbst »den Friedrich« offenbar immer wieder zur Hand, und als er von Kantorowicz' Tod erfahren hatte, schrieb er an Salin:³⁶ »Von den Büchern der Freunde – nicht den Dichtungen – hat mich der Grösste Friedrich am tiefsten ergriffen.«³⁷ Als Salin, der Mitte September 1963 nach Princeton gefahren war,³⁸ wo er sich auch mit Kantorowicz hatte treffen wollen, nach Genf geschrieben hatte, antwortete Boehringer schließlich im selben hohen Ton:

»Ihr erster Brief von drüben gedenkt des Toten. Dank dafür ... Mich dünkt, Ernst Kantorowicz vertrete besonders sichtbar all die Deutschen, deren bedingungslose Hingabe an ihr Vaterland so grauenhaft gelohnt wurde. Hat er nicht im Baltikum und in Oberschlesien für die deutsche Sache sein Leben eingesetzt? Und als Lehrer in Frankfurt gewirkt? Friedrich II. bleibt ihm als Denkmal seiner leidenschaftlichen Liebe zur grössten deutschen Zeit und seiner Zugehörigkeit zum Geheimen Deutschland. Sie sass so tief, daß er nicht mehr davon hören mochte. Wer kann seiner gedenken?«³⁹

Für Boehringer und Salin war Kantorowicz immer noch der Historiker deutscher »Geschichtsgrösse«. ⁴⁰ Bei allem Verständnis für die Friedrich-Konjunktur im Jahre 1963 ist das komplette Ausblenden von Kantorowicz' Leben und Werk in den USA von heutiger Warte ebenso überraschend, wie es für die beiden Initianten und ihre Motive vielsagend ist. Wer kann seiner gedenken? *Das* ist die Frage, die Boehringer umtrieb, aber nicht nur ihn, sondern auch Salin, den Mythenschneider der George-Diaspora mit Parteizentrale in Basel. Sein Nachruf, den er, inspiriert vom Aufenthalt in Princeton, in der ›Historischen Zeitschrift‹ veröffentlichte, lieferte die passende Antwort: Wenn es einer vermochte, dann war es er selbst.⁴¹

Während Salins Nachruf in den Augen der ›Freunde‹ angemessenes Gedächtnis darstellte, jedoch den Historiker Kantorowicz nicht besonders kenntnisreich würdigte, trieb Boehringer das Übersetzungsvorhaben voran. Zwei Fragen galt es zu klären: Wer übersetzt das Buch und wer verlegt es? Auf Papier der George-Stiftung unterbreitete er am 4. November 1963 die Idee der Verlegerin Ursula Küpper, die gemeinsam mit ihrem Mann Helmut eng mit Kantorowicz befreundet gewesen war und seit dem Tod Helmut Küppers 1956 den Verlag leitete. Die Anfrage fußte aber nicht nur auf der Freundschaft zwischen Autor und Verlegerin, sondern vor allem darauf, dass Helmut Küpper 1935 als Gesellschafter beim Verlag Georg Bondi eingetreten war und diesen nach dem Tod Bondis übernommen hatte; seit 1938 hieß der Verlag Helmut Küpper vormals Georg Bondi, nach 1941, als jüdische Firmennamen nicht mehr erlaubt waren, Verlag Helmut Küpper. Aus Sicht der beiden George-Epigonen war natürlich nur dieser eine Verlag der richtige, in dem schon Georges Werke sowie die ›Blätter für die Kunst‹, die Publikationsreihe des Kreises, erschienen waren. Dort war 1927 ›Kaiser Friedrich der Zweite‹ erschienen und auch Boehringers und Salins eigene George-Memorialliteratur wurde bei Küpper verlegt.⁴² Boehringer versüßte die Anfrage an die Verlegerin, indem er anbot, sich im Stiftungsrat für einen Vorschuss stark zu machen, der dann aus den Erträgen des Buchverkaufs wieder zu erstatten wäre.⁴³

Die Suche nach dem einzig richtigen Verlag glückte. Ursula Küpper zeigte sich an einer Übersetzung interessiert. Auch bei ihr spielte das Andenken an den zu früh verstorbenen Freund eine Rolle. Dass Kantorowicz nach seinem Tod in Deutschland nicht angemessen gewürdigt wurde, enttäuschte sie sehr. An Salin schrieb sie:

»Die deutschen Zeitungsberichte waren beschämend und ungenau dazu. Selbst Marion Dönhoff verfasste zwar einen in den Fakten richtigen aber belanglosen, farblosen Bericht. Cajo [Karl Josef Partsch] nannte es »im Lisette-Müller-Stil«.⁴⁴ Aus Princeton bekam ich überhaupt keine Nachricht. Ein Buchhändler aus New York teilte es mir mit. Von Herrn Lindenthal höre ich nun, daß EKA verheiratet war. Stimmt das? Für mich einfach unvorstellbar. Aber wichtig für den Verlag. Denn irgendwohin werden wir die Honorare ja zahlen müssen.«⁴⁵

Auch für Ursula Küpper vermochte erst Salins Nachruf von 1965 diese betrübliche Lücke zu schließen:

»... ihre laudatio für EKA. Wie gut und richtig sie ist, endlich wurde das ausgesprochen, was ihm, seinem Andenken gemäss ist. Unter diesen kurzen, schlechten Erwähnungen, anders kann man es nicht bezeichnen, habe ich gelitten, es empörte mich, daß eigentlich keine Zeitung die Verpflichtung spürte ihm wenigstens einen ausführlichen, wahrheitsgetreuen Artikel zu widmen. Ist auch die Zahl der Menschen, die ihn gekannt haben, klein geworden, das Interesse an seinem Buch ist gross. Und wer dieses Buch mit Spannung liest, mit Bewunderung in sich aufnimmt, möchte von dem Autor etwas wissen. Und was er erfährt oder erfahren könnte, würde zu der Bewunderung des Buches die Verehrung der Persönlichkeit hinzufügen.«⁴⁶

Die Neuauflage des »Friedrich« (1963) fand guten Absatz. Die enthusiastischen Nachrichten von Küpper an Kantorowicz sind ebenso bekannt wie seine Zurückhaltung gegenüber dem Vorhaben sowie gegenüber den ersten Reaktionen, die ihn dazu in Princeton erreichten.⁴⁷ Von verlegerischer Warte war das Vorhaben Boehringers also durchaus vielversprechend.

Gelang die Suche nach einem Verlag in den Netzwerken von »Freunden« und Freundschaft auf Antrieb, sollte sich die Übersetzung als eine große, schließlich als eine zu große Herausforderung erweisen. Bereits beim Titel sah sich Boehringers vor unüberwindbare Probleme gestellt; nach einem langen Exkurs über das Motiv der zwei Körper im 29. Gesang von Dantes »Purgatorio« musste er resigniert konstatieren, der Titel wäre nicht übersetzbar.⁴⁸ Das mag auf den ersten Blick kurios erscheinen, denn alle seit den 80er-Jahren publizier-

ten Übertragungen übersetzten schließlich wörtlich »Die zwei Körper des Königs«, »I due corpi del re«, »Les deux corps du roi« oder »Los dos cuerpos del rey«. Doch auch hier ist der erste Blick trügerisch. Denn mehr als um wörtliche Übersetzungen handelt es sich um die Übertragung des originalen Titels von 1957 in aktuelle Forschungskonzepte der Geschichtswissenschaft der 80er- und 90er-Jahre.

Während der menschliche Körper in der Geschichtswissenschaft der 60er-Jahre kaum Thema war, wurde er im Zuge von Poststrukturalismus, Geschlechtergeschichte und neohistorischer Kulturgeschichte als Analyse-kategorie entdeckt und produktiv beforscht. Damit bot die Übertragung des englischen Titels keine Schwierigkeit mehr, und sie tut es bis heute nicht, womit sich unser Staunen über Boehringers Ratlosigkeit erklärt. Handkehrum verortet die heutige Forschung die Übersetzungsschwierigkeiten an ganz anderer Stelle, etwa bei der Frage, wie das im Englischen konsequent großgeschriebene »State« angemessen zu übersetzen sei, wo eine Übersetzung der 60er-Jahre wohl einfach mit »Staat« übersetzt hätte.⁴⁹

Die Schwierigkeiten lagen aber nicht nur in der Übertragung selbst, sondern auch in der Frage, wer diese vornehmen sollte. Boehringers Vorschlag, Elisabeth Sommer, die Witwe des Kunsthistorikers Clemens Sommer, mit der Übersetzung zu betrauen, war nicht zielführend. Denn weniger ihre Eignung für die schwierige Aufgabe als vielmehr Boehringers Logik eines freundschaftlichen *networking* hatte ihn zu dieser Wahl veranlasst, wie er auch gegenüber Salin erklärte.⁵⁰

Als im Frühjahr 1964 eine erste Textprobe eintraf, die ihn nicht und Salin noch viel weniger überzeugte, suchte er händeringend nach fachlichem Rat. Denn nun war eine Person gefragt, »die hinreichend vorgebildet wäre, um der Übersetzerin beizustehen«, und die über »Kenntnisse der mittelalterlichen rechtlichen und theologischen Begriffe« verfügte.⁵¹ Boehringers schlug vor, dass man sich an Percy Ernst Schramm wenden sollte, denn er wusste sehr genau, in welcher tiefer Schuld dieser bei Kantorowicz stand, der Schramms »Entnazifizierung« 1947 mit einem Gutachten nachhaltig befördert hatte.⁵²

Boehringers Ringen um die Vereinbarkeit von *networking* und wissenschaftlichem Vorhaben mochte sich Salin nicht restlos ausliefern, weshalb er sich seinerseits um fachmännischen Rat bemühte. Salin bat Friedrich Baethgen, Kantorowicz' Freund aus Heidelberger Tagen, um seine Einschätzung. Salins Schreiben ist meines Wissens nicht erhalten, jedoch Baethgens Antwort. Allein aus Freundschaft

hätte der damalige Präsident der MGH das Vorhaben sicherlich unterstützt, als deutscher Historiker und Mediävist überzeugte es ihn augenscheinlich nicht.

»[Einzelne Kapitel] würden heute nicht mehr ein so breites Publikum finden, wie das etwa vor einem Menschenalter der Fall gewesen wäre, [...] denn die historische und gerade auch die rechtshistorische Forschung in Deutschland haben sich in den letzten Jahrzehnten im Allgemeinen mehr anderen Problemkreisen zugewandt. [...] Zudem sei angesichts zunehmender Englischkenntnisse die Notwendigkeit einer Übersetzung fraglich, denn der relativ enge, aber sicher qualitativ hochstehende Kreis, der dem Buch ein grösseres Interesse entgegenbringen wird, kann nicht nur Englisch, sondern wird meist das Buch gerade wegen seiner oft nicht ganz einfachen Formulierungen in der ursprünglichen Fassung lesen wollen.«⁵³

Baethgen zweifelte nicht an der Qualität des Buches – er hatte es integral gelesen. In seinem Nachruf auf Kantorowicz, an dem er gerade schrieb und der 1965 im ›Deutschen Archiv‹ erscheinen sollte,⁵⁴ arbeitete er wesentliche Aspekte der Studie heraus und erwies sich gerade im Vergleich zu Salins Memorialstück in der ›Historischen Zeitschrift‹ als sachverständiger und wohlwollend offener Leser des Buches.⁵⁵ Was sich in seiner Einschätzung aber auch spiegelt, ist die Selbstverortung deutschsprachiger Geschichtswissenschaft in einer sich zusehends internationalisierenden Wissenschaftslandschaft, für die Kantorowicz durch die erzwungene Emigration seiner Zeit und auch seinem Freund weit voraus war. So sah Baethgen in ›The King's Two Bodies‹ ein Buch, »das eben doch mehr auf englischem und amerikanischem Boden gewachsen ist und nicht als ein in englischer Sprache geschriebenes deutsches Werk angesehen werden kann.« Damit begrub ausgerechnet die Einschätzung Friedrich Baethgens das Vorhaben; Boehringer schrieb im November 1964 entsprechend an Küpper: »Es ist schade, aber dem Gutachten der Sachverständigen müssen wir uns fügen.«⁵⁶ Es führte offensichtlich nicht nur kein Weg von der Wissenschaft zum ›Meister‹, wie dieser einst formuliert hatte, sondern auch vom Kreis keiner (zurück) in die Wissenschaft.

3. Der Mehrwert des Beinahe

Die Möglichkeiten von Biographieforschung und Wissenschaftsgeschichte weisen über historische Ereignisse hinaus. Versteht man sie am Beispiel Ernst Kantorowicz' nur als deren chronologische Aneinanderreihung, können die hier berichteten Episoden nur als verpasste Chancen erscheinen, denen man nachtrauern mag. Interessanter erscheint es jedoch, ihre Bedeutung für eine Historiographie der Kontingenz zu reflektieren und in einem alternativen Narrativ Kantorowicz' Bedeutung für die Wissenschaftsgeschichte herauszuarbeiten. Die Frage lautet also: Was zeigt sich in diesen beiden Episoden, wenn sie nicht den Ablauf historischer und biographischer Ereignisse zeigen?

Zum einen die Reziprozität des Nachbarschaftsverhältnisses zwischen Deutschland und der Schweiz in der Zwischenkriegszeit. Die bekannte Sicht der Schweiz auf die politischen Verhältnisse in Deutschland kannte nämlich auch eine Kehrseite: den Blick Deutschlands auf die Schweiz. So mag es von heutiger Warte erstaunlich scheinen, dass Ernst Kantorowicz auf Salins »Nennung seines Namens« im Basler Verfahren nicht mit beiden Händen nach dieser ›rettenden Gelegenheit‹ gegriffen hat, sondern sich eher desinteressiert zeigte und auf eine Rückkehr nach Deutschland hoffte. Erstaunlich ist dies aber vor allem in der Retrospektive, denn dieses Erstaunen nährt sich aus dem Wissen nachgeborener Generationen um Judenverfolgung und Holocaust. Es steckt darin mit anderen Worten der Anachronismus, der jede deutsche Geschichte teleologisch auf Auschwitz hin begriff und somit den »methodischen Sündenfall aller Geschichtsschreibung nach 1945« begeht, wie Thomas Nipperdey formuliert hat.⁵⁷ Denn die Unversehrtheit der Schweiz im 2. Weltkrieg ist gleichermaßen Teil dieses retro-aktiven Wissens wie der Holocaust. Eine konsequente Historisierung muss aber bedenken, dass gerade die Schweiz, aus der ja nicht unisono regimfeindliche und menschenfreundliche Töne nach Deutschland klangen, den vom Nationalsozialismus bedrohten Menschen als nicht ganz sicheres Terrain gelten konnte.⁵⁸ Friedrich Dürrenmatt erinnerte daran, wenn er von der »Groteske des Verschontseins« sprach, denn »es war nicht auszumachen, ob die Schweiz ein Gefängnis war, eine Festung oder eine Produktionsstätte von Hitler.« Es könnte sich demnach in Kantorowicz' Antwort aus Oxford auch dies mit der Zuversicht verbunden haben, in Frankfurt oder überhaupt in Deutschland doch noch über eine Perspektive zu verfügen.

Dass er sich darin täuschte, hätte ihn um ein Haar ins Verderben geführt. So hegten andere an dieser Zuversicht bereits 1934 Zweifel: etwa Karl Hampe in dem Brief an den Basler Dekan Lüdeke, mit dem er aus Heidelberg Kantorowicz im Basler Verfahren zu ›lançieren‹ suchte. Auf Lüdekes Frage, wo sie sich denn wohl schon einmal begegnet seien, weshalb er sich überhaupt die Anfrage erlaubt hätte, antwortete Hampe in einer Mischung von Resignation und Prophetie: »Es wird Scheffer-Boichorst gewesen sein,⁵⁹ bei dem Sie mich einst getroffen haben. In dem allgemeinen Wandel der Dinge bei uns im Reich hoffe ich seiner strengen Auffassung wahrhafter Geschichtswissenschaft bis ans Ende treu zu bleiben.«⁶⁰ Welche böse Vorahnungen darin anklingen, ist unklar, doch der Ton ist in jedem Fall nicht hoffnungsfroh – weder für die eigene Person noch für die universitäre Wissenschaft, aus der Hampe im Dezember 1933 freiwillig ausgeschieden war, und ebenso wenig für Deutschland.⁶¹ Welche Auswirkungen all dies auf die Schweiz haben würde, war nicht abzusehen. Die Schweiz selbst bot etwa in der Art, wie über die Berufung deutscher Gelehrter gesprochen wurde, wenig Anlass, sie für einen sicheren Hafen für vom Nationalsozialisten Verfolgte zu halten. So sah wohl auch Ernst Kantorowicz aus Oxford wenig Grund, dem nicht ergangenen Ruf aus Basel weiter nachzutruern.

Damit beleuchten die Episoden zum anderen den Raum wissenschaftlicher Debatten in der deutschsprachigen Geschichtsforschung der Zwischen- und Nachkriegszeit sowie Kantorowicz' Verortung darin. Die von den ›Freunden‹ angedachte Übersetzung von ›The King's Two Bodies‹ hätte die deutschsprachige Geschichtswissenschaft nicht zur Speerspitze des *cultural turn* gemacht. Die Geschichte, wie dieses Vorhaben aufgegleist wurde und wie es gescheitert ist, legt vielmehr nahe, dass ihm derart grundlegende wissenschaftshistorische Effekte nicht zu verdanken gewesen wären. Die Erwartung muss gar als geschichtsvergessen gelten, weil sie im bekannten Rezeptionsmuster von Leben und Werk Ernst Kantorowicz' die historischen und wissenschaftshistorischen Brüche betont, während sie ihre Kontinuitäten ausblendet. Es verbindet sich mit solch hohen Erwartungen an Kantorowicz' Spätwerk nämlich die gleichfalls anachronistische Hoffnung, sein Frühwerk zu vergessen⁶² und damit ihren Autor in zwei Personen zu scheiden, anstatt ihn und sein Werk auch in seiner Widersprüchlichkeit zu verstehen.

Die Geschichtlichkeit dieses komplexen Ineinandergreifens von Tradition und Erneuerung im Werk Kantorowicz' zeigt sich wissen-

schaftshistorisch bereits im Rezeptionsvorgang unmittelbar nach seinem Tod. Friedrich Baethgens ablehnende Haltung gegenüber dem Übersetzungsvorhaben beleuchtet es von der einen, die Initiative von Boehringer und Salin von der anderen Seite. Konnte Baethgen das Potential des Buches für die künftige Entwicklung des Faches nicht erkennen, ging es den ›Georginen‹ von Beginn an um *Memoria* im Geist und Gestus der ›Kreis-Freunde‹. Dazu hätte die Publikation des Werkes im Verlag Helmut Küpper gut gepasst, noch besser war aber eine andere Idee, mit der Boehringer keine zwei Wochen nach Kantorowicz' Tod an Salin herantrat.

»Von EKa gibt es zwei Bronzeköpfe, einen hat Alexander Zschokke modelliert, einen Max Fueter. Ob Princeton den einen, Frankfurt den anderen erwerben und aufstellen würde, fragt sich Ihr ... R.B.«⁶³

Bot die Wissenschaft keinen Raum für ›Freundes-Gedenken‹, vermochte dies vielleicht die Kunst im George-Modus, den Boehringer und Salin bewahrten und als Nachleben des ›Meisters‹ eifrig kultivierten.⁶⁴ Transatlantisch angelegt, wurde das Ansinnen in der Alten Welt aufgegriffen.

Als die Frankfurter Universität 1964 den 50. Geburtstag ihrer Eröffnung beging, sollte, wie der Althistoriker und damalige Dekan Konrad Kraft in seinen Eröffnungsworten ausführte, Ernst Kantorowicz eingeladen werden, den Festvortrag zu halten. Ob Kantorowicz, der in solchen Dingen stets sehr zurückhaltend war, der Einladung tatsächlich gefolgt wäre, scheint eher fraglich. Sein Tod im September 1963 nahm ihm die Entscheidung ab.⁶⁵ An Stelle eines Vortrags von Kantorowicz gab es am 9. Juni 1964 nun einen solchen über ›Ernst Kantorowicz – zum Gedächtnis‹, den Gerd Tellenbach hielt, Hampe-Schüler und damaliger Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom.⁶⁶ Als weitere Kompensation hatte die Universität Frankfurt bereits im März 1964 Zschokkes Kantorowicz-Büste erworben, wie es Boehringer angeregt hatte. Bis heute steht sie im Büro des Kantorowicz' Nachfolgers auf dem Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte – Boehringer hätte daran sicherlich seine Freude.

In Princeton war der Idee hingegen weniger Erfolg beschieden, obwohl Salin vor Ort die Sache zu befördern suchte. Er führte Gespräche mit Erwin Panofsky sowie mit der Bibliothekarin des Institute for Advanced Study, Judith E. Sachs, die mit der Übernahme von Kantorowicz' Nachlass betraut war.⁶⁷ Das Ergebnis muss ernüchternd

gewesen sein, und so schrieb er desillusioniert nach Genf: »Eine Büste aufzustellen widerspricht der Tradition des Instituts.« Zum schlagenden Beweis transatlantischer Kulturdifferenz wurde eine Anekdote, die er ebenfalls in die Schweiz übermittelte:

»Von Einstein ist eine Büste gemacht worden; er selber hätte sie am liebsten noch zertrümmert. Und jetzt wandert sie von Raum zu Raum und wird keine Bleibe finden.«⁶⁸

Selbst für Albert Einstein, das prominenteste Mitglied des Instituts, war eine Büste nicht der angemessene Gedächtnismodus. Aus welchen Gründen die Anregung in Frankfurt auch immer aufgenommen wurde, in der Neuen Welt stieß sie nicht auf Gegenliebe. Schließlich blieb Boehringler nur, lapidar zu konstatieren: »Der Bronzekopf: andre Länder andre Sitten.«⁶⁹

Vermochte Kantorowicz' Spätwerk 1963 den Atlantik von West nach Ost nicht zu überschreiten, gelang dies in der entgegengesetzten Richtung seiner Büste ebenso wenig. Dieses doppelte Scheitern, also die hier untersuchte »Geschichten des Beinahe«, unterstreichen, dass sich in ihrer Rekonstruktion der Blick auf die Kontexte öffnet, in denen Leben und Werk eines Historikers sich in ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Relevanz darstellen. Zugleich bieten sie Gelegenheit, Kantorowicz' eigenes Übersetzen über den Atlantik und damit seinen Beitrag an die Erneuerung der Wissenschaften nach 1945 zu reflektieren. Lange vor allen anderen hatte Kantorowicz dies für sich selbst bereits unternommen. Unmittelbar nach Kriegsausbruch 1939 und damit vor dem dramatischen Verlust seiner Familienangehörigen bezeichnete er die Emigration nach Kalifornien als »die günstigste von allen möglichen Lösungen«.⁷⁰ Dennoch fühlte er sich am Pazifik immer auch als ein Fremder, dem sich seine Heimat zusehends entfremdete. Bei Kriegsende war Kantorowicz gleichermaßen klar, dass eine Rückkehr an eine deutsche Universität ebenso unmöglich geworden war wie überhaupt eine nach Deutschland.

»Ich schrieb [...] vor kurzem, daß ich nicht wieder in Deutschland lesen könnte, weil es keinen Sinn machte meine eigene Irrealität, in der ich notwendiger Weise hier lebe, auf die ganz anders geartete Irrealität vermutlich aller Länder Europas, zumal aber Deutschlands, aufzupflanzen. Darum würde ich auch nie wieder an eine deutsche Universität gehen. [...] Sie haben im übrigen nicht an den schönen Stränden des Pazifischen Ozeans den Krieg überdauert, bei den Lotophagen oder Lotopephagonten.«⁷¹

Und gut zwei Monate später:

»All das [Briefe von Helmut Küpper, Marion Dönhoff sowie deren Bericht zur Vorgeschichte des 20. Juli] zeigt einem zur Genüge, daß der Nicht-Kombattant, der den Krieg in Amerika verbrachte, nicht mehr in deutschen Angelegenheiten mitzureden hat – was ich ohnehin wusste. Die fundamentalen Geschehnisse hat man nicht geteilt.«⁷²

Im Gegensatz zu Boehringler und Salin, die in der Schweiz ihre Erinnerung an die »Kreis-Freunde« über den Krieg retteten und danach weitgehend ungebrochen tradierten und nach außen kehrten, hatte Kantorowicz seine intellektuelle Sozialisation im George-Kreis nach seiner Emigration in die USA für sich bewahrt und zugleich transformiert. Er unterscheidet sich darin menschlich ebenso wohlthuend wie wissenschaftlich zukunftsweisend von den »Schweizer Georginen«; deren gescheiterte Bemühungen spät-georgianischer Gedächtnispflege unterstreichen letztlich auch, dass die »geglückte Emigration« von Ernst Kantorowicz keinesfalls als Selbstverständlichkeit gelten darf. Es zeigt sich darin, in welcher außergewöhnlicher Weise er die Emigration in die USA für sich als Historiker fruchtbar zu machen wusste, ohne sie nur als Bruch zu verstehen. Dadurch leistete er einen wesentlichen Beitrag an die Erneuerung der Disziplin im transatlantischen Dialog, der über zwanzig Jahre gleichsam als Beinahe-Geschichte nur virulent war, bevor er sich auch in der deutschsprachigen Forschung tatsächlich ereignete und darin eine breite Wirkung entfaltete.

Anmerkungen

- 1 Pierre Bourdieu, Die biographische Illusion, in: Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und oral history 3, 1990, S. 75-81.
- 2 Alain Boureau, Kantorowicz. Geschichten eines Historikers, Stuttgart 1992 (frz. 1990).
- 3 Boureau (Anm. 2), S. 8f. Damit suchte Boureau einerseits einen kreativen Umgang mit Kantorowicz' Wunsch, seine Privatkorrespondenz sei nach seinem Tod zu zerstören. Andererseits griff er in dieser »poetischen Annäherung« Kantorowicz' von Stefan George geprägte Auffassung von Geschichte ebenso auf wie seine ästhetischen Ansprüche an deren Darstellung. Diese zeigten sich bekanntlich am deutlichsten in der Studie zu Friedrich II., doch fanden sie ihre nicht nur sprachlich gewandelte Fortsetzung und konzeptionelle Schärfung in Kantorowicz' späteren Arbeiten,

- wie etwa dem Erwin Panofsky zugeeigneten Beitrag zur ›Souveränität des Künstlers‹. In der Interaktion von Kunst und (Geschichts-)Wissenschaft erkannte Boureau ein wesentliches Merkmal von Kantorowicz' intellektuellem Profil; entsprechend fragt er, ob Kantorowicz Kunstphilosoph war. Ernst Kantorowicz, Die Souveränität des Künstlers. Eine Anmerkung zu Rechtsgrundsätzen und Kunsttheorien der Renaissance, in: Ders., Götter in Uniform. Studien zur Entwicklung des abendländischen Königtums, hg. von Eckhart Grünewald und Ulrich Raulff, Stuttgart 1998, S. 329-348.
- 4 Alexander Demandt, Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre geschehen, wenn ...?, Göttingen 1986. Virtuelle Geschichte. Historische Alternativen im 20. Jahrhundert, hg. von Niall Ferguson, Darmstadt 1999. Martin Bunzl, Counterfactual History. A User's Guide, in: American Historical Review 109, 3, 2004, S. 845-858. Counterfactual thinking as a scientific method / Kontrafaktorisches Denken als wissenschaftliche Methode, hg. von Roland Wenzlhuemer, in: Historical social research 34, 2009.
- 5 Ich bringe hier eine Differenz zwischen ›ungeschehener Geschichte‹ und ›beinahe Geschehenem‹ in Anschlag. Jene befasst sich mit der Spekulation des Kontrafaktischen, diese mit tatsächlichen Ereignissen, die den weiteren Verlauf einer Geschichte nicht maßgeblich bestimmt haben, die als ›historische Alternativen‹ real sind, sich aber nicht wirksam realisierten.
- 6 Zur Geschichte der Universität vgl. Edgar Bonjour, Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart – 1460-1960, Basel 1960. Lehre und Forschung an der Universität Basel, dargestellt von Dozenten der Universität Basel, Basel 1960. Zuletzt: Aus der Geschichte der Universität Basel, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 109, 2009, sowie das online-Projekt Universität Basel 1460-2010 (www.unigeschichte.unibas.ch). Zur Geschichte des Faches Geschichte an der Universität Basel zuletzt: Guy Marchal, Kleine Geschichte des Historischen Seminars der Universität Basel, Basel 2010. www.unigeschichte.unibas.ch/cms/upload/FaecherUndFakultaeten/Downloads/Marchal_Historisches_Seminar.pdf
- 7 Hierzu: Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus, hg. von Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Zürich 2001, S. 365-380. Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg – Schlussbericht, hg. von Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Zürich 2002, S. 107-180. Spezifisch zur Aufnahme deutscher Professoren vgl. David Tréfás, Deutsche Professoren in der Schweiz. Fallbeispiele aus der Geschichte der Universität Basel im 19. und 20. Jahrhundert, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 109, 2009, S. 103-128.
- 8 Staatsarchiv Basel-Stadt, Erz. CC 20-20a, 1931, 27. I. 1931.
- 9 Die sog. Brackmann-Debatte wurde 1929/1930 in der HZ ausgetragen. Wiederabgedruckt in: Stupor Mundi. Zur Geschichte Friedrichs II. von Hohenstaufen, hg. von Gunther Wolf, Darmstadt 1966, S. 5-48.
- 10 Staatsarchiv Basel-Stadt, Erz. CC 20-20a, 1931, 14. 3. 1931.

- 11 Von damaliger Warte musste die Nähe zwischen Kantorowicz und von den Steinen größer erscheinen, als sie sich in der Entwicklung ihrer Forschungsinteressen und -schwerpunkte herausbilden sollte. Von Kantorowicz lagen 1931 einzig die Studie zu Friedrich II. mit dem eben erschienenen Ergänzungsband sowie der methodische Positionsbezug in der HZ vor; er musste also vollständig als ›George-Historiker‹ und ›Staufer-Forscher‹ wahrgenommen werden. Von den Steinen hatte nach seiner Untersuchung der ›Staatsbriefe‹ Friedrichs II. seine Forschung ebenfalls ganz nach George'schem Muster auf ›heroische Geschichte‹ (1923), ›Heilige und Helden‹ (1926-1928) und den ›Heiligen Geist des Mittelalters‹ (1926) ausgerichtet. Zu Wolfram von den Steinen vgl. Wolfgang Christian Schneider, ›Heilige und Helden des Mittelalters‹. Die geschichtliche ›Schau‹ Wolframs von den Steinen unter dem Zeichen Stefan Georges, in: Geschichtsbilder im George-Kreis. Wege zur Wissenschaft, hg. von Barbara Schlieben, Olaf Schneider und Kerstin Schulmeyer, Göttingen 2004, S. 183-207.
- 12 Mit der Aufhebung des universalhistorischen Profils war auch die Trennung von Geschichte und Alter Geschichte strukturell zumindest vorgespurt. Vgl. Diemuth Königs, Die Entwicklung des Faches ›Alte Geschichte‹ an der Universität Basel im 20. Jahrhundert, in: Das Seminar für Alte Geschichte in Basel 1934-2007, hg. von Leonhard Burckhardt zum 75-jährigen Bestehen des Seminars für Alte Geschichte der Universität Basel, Basel 2007.
- 13 Staatsarchiv Basel-Stadt, Erz. CC 20-20a, 1931, 7. 2. 1931 und 20. 3. 1931.
- 14 Ebd. (7. 2. 1931). Arbeiter-Zeitung, 6. 7. 1931, S. 3.
- 15 In seiner Verbindung von nationaler Perspektive und spätmittelalterlicher politischer ›Größe‹ der Eidgenossenschaft wirkt, wie Hans Conrad Peyer formuliert hat, der gewandelte Ton von Dürrs Wissenschaftsprosa nach dem Ersten Weltkrieg schon beinahe komisch. Vgl. Hans Conrad Peyer, Emil Dürr, in: Hermann Bächtold, Emil Dürr und der historische Zirkel Basel. Eine Gedenkschrift, hg. von Andreas Amiet und Anton Gössi, Basel 1984, S. 31-38.
- 16 Emil Dürr, Vom nationalen Ressentiment. Eine historisch-psychologische Betrachtung, in: Die Schweiz. Ein nationales Jahrbuch 3, 1932, S. 11.
- 17 Von sich aus bewarb sich im Juni 1934 aus ihrem Pariser Exil etwa auch Hedwig Hintze auf die Nachfolge Bächtold, was, wie ihr Dekan Henry Lüdeke umgehend mitteilte, für das Verfahren einer Berufung nicht ›am Platze sei‹. Staatsarchiv Basel-Stadt, Erz. CC 20-20a, 13. 6. 1934 und 16. 6. 1934.
- 18 Felix Staehelin in der ersten Kommissionssitzung für die Nachfolge Bächtold. Ebd., 14. 6. 1934.
- 19 Ebd., 21. 6. 1934. Hampe bewertete von den Steinens Entwicklung positiv. Obwohl er seine Skepsis gegenüber der ›Art der ganz im Geist des George-Kreises gehaltenen Darstellung und Auffassung‹, wie sie die früheren Arbeiten von den Steinens aufweisen, nicht verhehlt, schätzte er

- seine neueren Studien etwa zu den ›libri Carolini‹, zur Christianisierung der Franken oder seine Übersetzung von Dantes ›Monarchia‹.
- 20 Ebd.
- 21 Zu Freistellung, Beurlaubung und Vertretung des Ordinariats durch sich selbst in den Jahren 1933 und 1934 vgl. Janus Gudian, Ernst Kantorowicz. Der »ganze Mensch« und die Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M. 2014, S. 78-123.
- 22 Kantorowicz an Salin, 19.6.1934. Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, C 34, 11. Eine Schwierigkeit, die sich aus der Verwendung brieflicher Korrespondenz ergibt, ist ihre Widersprüchlichkeit zu Äußerungen gegenüber anderen Adressaten. Noch im April 1934 etwa schrieb Kantorowicz an Percy Ernst Schramm: in Frankfurt »ging es ganz einfach nicht u. es wird auch nicht wieder gehen, da es ein Widersinn ist, wenn ich dieses Fach weiterhin wahrnehmen sollte«. Ob der Verfasser seine Meinung innert zweier Monate derart grundlegend geändert hatte oder ob sich der Widerspruch mit den beiden Empfängern erklären lässt, ist schwer zu entscheiden. Auf alle Fälle wirft das Beispiel die Frage nach der Repräsentativität von Korrespondenz auf bzw. unterstreicht die Notwendigkeit besonders sorgfältiger, d.h. auch gattungsspezifischer Quellenkritik. Kantorowicz an Schramm 7.4.1934, Staatsarchiv Hamburg 622-1, FAS, L 230, Bd. 6, Unterakte ›Kantorowicz, Ernst‹.
- 23 Staatsarchiv Basel-Stadt, Erz. CC 20-20a, 7.12.1934.
- 24 Marcel vom Lehn, Westdeutsche und italienische Historiker als Intellektuelle? Ihr Umgang mit Nationalsozialismus und Faschismus in den Massenmedien (1943/45-1960), Göttingen 2012, S. 52. Zu Gerhard Ritter im Allg. vgl. Christoph Cornelissen, Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2001.
- 25 Salin an Baethgen, 5.7.1934. Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, Fb 123.
- 26 Die »wissenschaftliche wie weltanschauliche« Nähe zwischen Kantorowicz und von den Steinen war bereits im Verfahren um die Nachfolge Baumgartens 1931 ein Thema. Vgl. Anm. 11. Daran änderte sich bis 1934 nichts.
- 27 Da es sich um eine Doppelvakanz handelte, ging es auch darum, die Besetzungen aufeinander abzustimmen. Entsprechend unterbreitete die Kommission drei Vorschläge. Zusätzlich erschwert wurde das Geschäft dadurch, dass drei Bereiche (mittelalterliche, neuere und Schweizer Geschichte) abgedeckt werden mussten, was unter Einsatz eines dauerhaften Lehrauftrages bzw. der Erteilung einer Titularprofessur erreicht werden sollte. Nachstehend die drei von der Kommission ausgearbeiteten Varianten.
 Variante 1: Ernst Gagliardi (Zürich) auf den Lehrstuhl für neuere allgemeine und neuere Schweizer Geschichte; Friedrich Baethgen (Königsberg) oder Wolfram von den Steinen (Basel) auf den Lehrstuhl für allgemeine Geschichte des Mittelalters; einen Lehrauftrag für ältere Schweizer Geschichte und historische Hilfswissenschaften sollte Hans Georg Wackernagel erhalten.

- Variante 2: Gerhard Ritter (Freiburg) auf den Lehrstuhl für allgemeine Geschichte des Spätmittelalters und der Neuzeit; Edgar Bonjour oder Hans Georg Wackernagel für Schweizer Geschichte und Teile der allgemeinen Geschichte; Lehrauftrag für Früh- und Hochmittelalter an Wolfram von den Steinen (Basel).
- Variante 3: Willy Andreas (Heidelberg) für allgemeine Geschichte des Spätmittelalters und der Neuzeit oder Hans Rothfels (Königsberg) für allgemeine Geschichte der Neuzeit; Edgar Bonjour oder Hans Georg Wackernagel für Schweizer Geschichte und Teile der allgemeinen Geschichte; Lehrauftrag für Früh- und Hochmittelalter an Wolfram von den Steinen (Basel).
- 28 Die Klarheit, mit der die Nationalität zum ausschlaggebenden Kriterium für eine Berufung wurde, kriegte niemand deutlicher zu spüren als Wolfram von den Steinen. Seit seiner Habilitation in Basel 1928 Angehöriger des Kollegiums und – etwa von Karl Hampe – mit hervorragenden Referenzen bedacht (vgl. oben Anm. 19) sowie von der Kommission für einen Lehrstuhl in Betracht gezogen, kam auch er bei der politischen Stimmung für eine Berufung plötzlich nicht mehr in Frage.
- 29 Kantorowicz an Salin, 19.6.1934. Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, C 34, 11.
- 30 Küpper an Salin, 8.10.1963. Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, ohne eigene Signatur – zwischen Fa 5488 und Fa 5489.
- 31 Boehringer an Salin, 26.10.1963. Ebd., C 19, 666.
- 32 Boehringer an Küpper, 20.11.1963. Ebd., C 19, 673.
- 33 Edgar Salin, Ernst H. Kantorowicz 1895-1963, in: Historische Zeitschrift 199, 1964, S. 556.
- 34 Dazu passt, dass die Idee einer Übersetzung von ›The King's Two Bodies‹ gar nicht von Boehringer selbst stammte, sondern ihm laut eigener Aussage vielmehr von Friedrich Adam, einem Juristen und Spät-Georgeaner, angetragen wurde. Boehringer an Salin, 26.10.1963. Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, C 19, 666. Zu Friedrich Adam vgl. Ulrich Raulff, Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben, München 2009, S. 376f.
- 35 Boehringer an Salin, 13.11.1963. Ebd., C 19, 668. Zur Geschichte der Wiederauflage des Titels und insbesondere zu Kantorowicz' eigener Perspektive hierauf vgl. Eckhart Grünwald, Ernst Kantorowicz und Stefan George. Beiträge zur Biographie des Historikers bis zum Jahr 1938 und zu seinem Jugendwerk ›Kaiser Friedrich der Zweite‹, Wiesbaden 1982, S. 158f.
- 36 Boehringer an Salin, 26.3.1964. Ebd., C 19, 700.
- 37 Boehringer an Salin, 18.9.1963. Ebd., C 19, 658.
- 38 Hier führte Salin bereits Verhandlungen mit Princeton University Press, wie die Rechte an der Übersetzung finanziell abzugelten wären. Vgl. Küpper an Salin, 5.12.1963. Ebd., Fa 5491.
- 39 Boehringer an Salin, 18.9.1963. Ebd., C 19, 659.

- 40 Damit standen sie nicht alleine. Es entsprach weitgehend der damaligen Wahrnehmung von Kantorowicz' Gesamtwerk in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft. In diesem Sinn würdigte ihn etwa Gerd Tellenbach in seinem Festvortrag »Ernst Kantorowicz zum Gedächtnis«, den er anlässlich der Gedenkfeier zum 50-Jahr-Jubiläum der Universität Frankfurt am 9. Juni 1964 hielt. Vgl. Gerd Tellenbach, »Ernst Kantorowicz zum Gedächtnis«, in: Frankfurter Universitätsreden 34, 1964, S. 11. Von heutiger Warte ausgewogener und stärker auf Kantorowicz' Forschungsentwicklung nach der Emigration in die USA fokussiert, darin aber die Ausnahme, liest sich Friedrich Baethgens Nachruf. Vgl. Friedrich Baethgen, Ernst Kantorowicz (3. 5. 1895-9. 9. 1963), in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 21, 1965, S. 1-17.
- 41 Salin (Anm. 33), S. 551-557.
- 42 Edgar Salin, Um Stefan George, Bad Godesberg 1948. Robert Boehringer, Mein Bild von Stefan George, Düsseldorf 1951.
- 43 Boehringer an Küpper, 4. 11. 1963. Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, C19, 667.
- 44 Die Kolumne »Lisette Mullère, Ich und die große Welt« erschien in den 50er- und 60er-Jahren in der Hamburger Tageszeitung DIE WELT. Hinter dem Pseudonym verbarg sich Christian Ferber, der die Naivität seiner Kunstfigur nutzte, um ironisch literarischen und gesellschaftlichen Tratsch auf gehobenem Niveau auszubreiten.
- 45 Küpper an Salin, 8. 10. 1963 (Anm. 30).
- 46 Küpper an E. Salin, 27. 11. 1963, Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, Fa 5490.
- 47 Grünewald (Anm. 35).
- 48 Boehringer an Küpper, 20. 11. 1963. Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, C19, 673; U. Küpper an Salin, 16. 11. 1963. Ebd., Fa 5489.
- 49 Zu den Herausforderungen der Übersetzung zuletzt Bernhard Jussen, *The King's Two Bodies Today*, in: Representation 106, No. 1, 2009, S. 102-117. Zur Erfolgsgeschichte des Titels vgl. Jost Philipp Klenner, Vom Titel, der nicht stirbt. Ernst Kantorowicz auf eine Formel gebracht, in: Die Kunst der Geschichte. Historiographie, Ästhetik, Erzählung, hg. Martin Baumeister, Moritz Föllmer, Philipp Müller, Göttingen 2009, S. 125-141.
- 50 »Vielleicht erinnern Sie sich; der Professor der Kunstgeschichte [Clemens Sommer (1891-1962)] in Chapel Hill, N.C. wurde von Betrunknen totgefahren, seiner Frau wurden alle vier Gliedmaßen und einige Rippen zerbrochen; in St. Gallen wurde ihr ein Bein verlängert und nun lebt sie bei ihrem Sohn in Winston Salem. Es wäre eine große Hilfe für sie, EKas Buch zu übersetzen.« Boehringer an Salin, 26. 10. 1963 Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, C 19, 666. Boehringer an Küpper, 4. 11. 1963. Ebd., C19, 667. Zu Clemens Sommer vgl. Ulrike Wendland, Biographisches Handbuch deutschsprachiger Kunsthistoriker im Exil. Leben und Werk der unter dem Nationalsozialismus verfolgten und vertriebenen Wissenschaftler, München 1999, Bd. 2, S. 649-651.

- 51 Boehringer an Salin, 23. 6. 1964. Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, C19.
- 52 Archives of the Leo Baeck Institute, New York, Box III, Folder 7, 3 (Mikrofilm-Fichen 731-734).
- 53 Baethgen an Salin, 30. 5. 1964. Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, Fa 364.
- 54 Baethgen (Anm. 40).
- 55 Obwohl Baethgen, wie übrigens auch Karl Hampe, die Gestalt Friedrichs II. durchaus anders beurteilten, als es Kantorowicz in seinem Frühwerk getan hatte, verfassten beide bereits damals anerkennende Rezensionen. Soweit ich sehe, rezensierte Baethgen als Einziger überhaupt alle drei Monographien von Kantorowicz. Die Freundschaft zwischen Baethgen und Kantorowicz überdauerte auch dessen Emigration in die USA; der Kontakt zwischen den beiden sollte bis zu Kantorowicz' Tod 1963 nicht abbrechen. In diesem Sinn sind die versöhnlichen Schlusssätze in Baethgens Nachruf sicherlich zutreffend. Vgl. Friedrich Baethgen, Ernst Kantorowicz: »Kaiser Friedrich der Zweite«, in: Deutsche Literaturzeitung 51, 1930, Sp. 75-85. Karl Hampe, Das neueste Lebensbild Kaiser Friedrichs II., in: Historische Zeitschrift 146, 1932, S. 441-475. F. Baethgen, Ernst H. Kantorowicz, *Laudes regiae. A Study in Liturgical Acclamations and Medieval Ruler Worship*, in: Deutsche Literaturzeitung 71, 1950, Sp. 368-374. Baethgen (Anm. 40), S. 14.
- 56 Boehringer an Küpper, 4. 11. 1964. Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, C19.
- 57 Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, Bd. 1, Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1994, S. 813.
- 58 Ähnliche Vorbehalte lassen sich etwa auch im Umfeld der Bibliothek Warburg ausmachen, die für ihre Verlegung 1933 verschiedene Destinationen prüfte. Vgl. Lucas Burkart, »Die Träumereien einiger kunstliebender Klosterbrüder ...«. Zur Situation der kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg zwischen 1929 und 1933, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 63, 2000, S. 89-119.
- 59 Paul Scheffer-Boichorst (1843-1902) war seit seiner Berufung 1890 nach Berlin Hampes Lehrer. Vgl. Folker Reichert, *Gelehrtes Leben*. Karl Hampe, das Mittelalter und die Geschichte der Deutschen, Göttingen 2009, S. 45-51.
- 60 Staatsarchiv Basel-Stadt, Erz. CC 20-20a, 21. 6. 1934.
- 61 Reichert (Anm. 59), S. 285-298.
- 62 Otto Gerhard Oexle, *German Malaise of Modernity: Ernst H. Kantorowicz and his »Kaiser Friedrich der Zweite«*, in: R. L. Benson, J. Fried, Ernst Kantorowicz. *Erträge der Doppeltagung Princeton - Frankfurt a. M.* 1997, S. 33-56.
- 63 Boehringer an Salin, 25. 9. 1963. Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, C 19 660.
- 64 Vgl. Raulff (Anm. 34), *passim*. Zur Bedeutung der Büste im Kreis und dessen Nachleben vgl. *Das geheime Deutschland. Eine Ausgrabung*.

- Köpfe aus dem George-Kreis, hg. von Ulrich Raulff und Lutz Näfelt, Marbach 2008.
- 65 Kraft war 1962 nach Princeton gereist, wo er Kantorowicz getroffen und ihm den Vorschlag unterbreitet hatte. Ob Kantorowicz Bereitschaft signalisierte, um nicht unhöflich zu erscheinen, oder ob er tatsächlich nach Frankfurt gefahren wäre und sich dort als »verlorener Sohn« hätte feiern lassen wollen, mag man nicht grundlos bezweifeln. So auch die Einschätzung von Kantorowicz' amerikanischem Schüler und »Nachlassverwalter« Ralph Giesey, Ernst H. Kantorowicz. Scholarly Triumphs and Academic Travails in Weimar Germany and the United States, in: Leo Baeck Institute Yearbook 30, 1985, S. 191-202, bes. S. 201.
- 66 Tellenbach (Anm. 40).
- 67 Daneben waren Boehringer und Salin auch daran interessiert, die George-Literatur aus Kantorowicz' Nachlass zu erwerben, doch das Institut übernahm die Bibliothek integral.
- 68 Salin an Boehringer, 22. 10. 1963 und 23. 6. 1964. Universitätsbibliothek Basel HSA, Nachlass 114: Edgar Salin, C 19, 660.
- 69 Boehringer an E. Salin, 26. 10. 1963. Ebd., C 19, 666.
- 70 Kantorowicz an Salin, 22. 9. 1939. Ebd., C 34, 17.
- 71 Kantorowicz an Salin, 13. 9. 1946. Ebd., C 34, 19.
- 72 Kantorowicz an Salin, 30. 11. 1946. Ebd., C 34, 20.

Ernst Kantorowicz und Kurt Riezler

Das Ende des alten Europa

Zu den Ironien im Leben Ernst Kantorowicz' mag es zählen, dass er in den Jahren, in denen er die stärksten biographischen Brüche erfuhr, in seinen Forschungen das Thema der zeitlichen Kontinuität verfolgte, wie es schließlich im Kapitel über »Continuity and Corporations« in »The King's Two Bodies« seine endgültige Ausformulierung erhielt. Robert Lerner hat in seinem Aufsatz über »Kantorowicz and Continuity« im Detail gezeigt, wie sich Kantorowicz' Interesse an den sich wandelnden Vorstellungen zeitlicher Kontinuität im 13. Jahrhundert vom Interregnum-Projekt zu »The King's Two Bodies« durchhielten. Lerner folgert, dass nicht nur das Nachdenken über Kontinuität fast zwanzig Jahre in Kantorowicz' Leben beanspruchte, sondern er zieht auch den darüber hinausgehenden Schluss, »that there is much greater continuity in Kantorowicz's scholarly career than is often supposed«.¹

Was für Kantorowicz' Forschungsinteressen gilt, kann in ähnlicher Weise von seinen persönlichen Freundschaften gesagt werden. Eine Spur davon findet sich in einer der Bearbeitungsstufen des genannten Kapitels. In dem im Nachlass befindlichen Manuskript »The Idea of Permanency in the 13th Century«², das Kantorowicz Anfang 1940 der »Pacific Coast Review« zur Publikation anbot, findet sich eine Nachbemerkerung, die auf eine solche persönliche Kontinuität hinweist. Es heißt dort: »I may add that many of the philosophical problems have been discussed and rediscussed for many years with my friend Kurt Riezler of the New School for Social Research at New York to whose broad humanism I feel indebted also in this respect.«

Soweit ich sehe, ist dies das einzige Mal, dass der Name Kurt Riezlers in Kantorowicz' Schriften erwähnt wird – wenn auch nicht in seinem publizierten Werk. Denn da der Abdruck des Beitrags durch den Redakteur der »Pacific Coast Review« abgelehnt wurde, sollte diese Nennung nach der letzten Umarbeitung in der publizierten Version nicht mehr auftauchen und daher auch nie öffentlich